

DER BLICK

Er hatte sich von ihrem Buch erhoben, als ich die S-Bahn betrat, war stumpf und wie von Schmerzen geplagt durch den Wagen hinaus auf den Bahnsteig geschweift. Ich glaubte nicht, dass er mir galt. Warum sollte er auch? Nein, dieser Blick schien für alles und jeden zu sein. Grauvoll –, ging es mir durch den Kopf: Mit dem könnte man kleine Kinder vertreiben. Vorsichtshalber setzte ich mich in das schräg gegenüberliegende Viererabteil.

Sie war nicht mehr jung, die Frau mit dem Blick; an ihrem Scheitel wuchs Graues heraus. Als der Zug anfuhr, steckte sie ihre Nase – falls man das überhaupt noch so sagen kann – wieder ins Buch, denn Nasen werden ja inzwischen hinter Masken versteckt. Auch sie hatte sich eine über die Ohren gezogen: *Gegen meinen Willen*, stand drauf – in Druckbuchstaben, damit es für jeden zu lesen war. Gegen ihren Willen, ach ja? Ein Opfer also? Schaut her –, meinte ich ihren Blick klagen zu hören: Das habt ihr aus mir gemacht!

In diesem Fall täte ein Quentchen Autismus ganz gut, sagte ich mir. Nur so viel, dass ich jetzt die Verzagtheit dieser Frau nicht ergründen müsste –, um womöglich selbst noch in Vorwurf und Jammer zu enden. Jammern kann ansteckend sein! Nein, gerade so viel, dass auch ich hier zu meiner Lektüre käme. Vor ein paar Tagen hatte ich Marc Aurels Betrachtungen aus dem Regal gezogen: Wer gut und offen und wohlgesinnt ist, war da zu lesen, dem sähe man das bereits an den Augen an. Sprang ich deshalb gleich auf den Blick dieser Frau an? Woran es läge, dass sie sich als Opfer sehe, hielten mich meine Gedanken auf Trab, und wer denn hier schuldig zu nennen sei? – Die anderen, hätte mir die Frau wahrscheinlich gesagt und dass sie, weil sie nichts aushalten müsste, jetzt eben Klägerin sei: Schließlich hätte man sie ihrer Freiheit beraubt! Sie fühle sich auch verfolgt.

Was aber erzählte sie sich denn da? Geschichten von feindlichen Kräften, deren Ziel es war, ihre Welt zu vernichten? Von einer Zukunft, an die sie keine Erwartungen knüpfte, weil das Beste bereits Vergangenheit sei? – Hatte sie als Kind den Becher auch immer hingeschmissen, wenn die Würfel mal ungünstig fielen, oder Regeln mittendrin eigenmächtig geändert? – Klagen und Jammern, und andere mussten die Lösung finden ... Also, mit so einer hätte ich jedenfalls nicht gespielt!

Was überhaupt hatte sie aus ihrer Freiheit gemacht? Zu welcher Geschichte würde sich ihr Leben verweben? – Je mehr Fragen mich drückten umso mehr wuchs allerdings der Verdacht, dass diese Freiheit bei ihr zuhause wie eine Ikone in der Vitrine stand: Angehimmelt und eifersüchtig bewacht. Nein, selbst auf einer Parkbank im Sonnenschein – mit Abstand und Maske, versteht sich – wäre eine Verständigung mit ihr verdammt schwer. Zu vieles müsste außer Ort und Zeit noch zusammenkommen: Bereitschaft zum Beispiel und eine gewisse Schlagfertigkeit – so, wie es neulich im Laden von Grafing-Bahnhof geschah, wo ein Wort auch schon das andere gab und die ganze Geschichte dann noch während der Fahrt ein überraschendes Ende erhielt:

An diesem Tag wollten Ena und ich nach Tutzing fahren. Wie verabredet war sie am Ostbahnhof zugestiegen, und ich erzählte ihr während der Weiterfahrt, wie ich – eine gute halbe Stunde war es erst her – beim Betreten des Bahnsteigladens mit drei Männern eines Wartungstrupps aneinandergeriet. Zwei von ihnen trugen orangefarbene Westen, der dritte eine in knalligem Grün. Sie warteten auf den Kaffee, den die Pächterin hinter einer durchsichtigen Folienwand für sie durchlaufen ließ.

„Was denn, alle drei ohne Maske!“, empörte ich mich: „Noch dazu auf dem Dienstgelände und während der Schicht?“ – Sie schickten missmutige Laute zurück. Im selben Moment schepperte

hinter mir wieder die Tür: „Sie auch ohne Maske?“, fuhr ich – inzwischen in Rage – die eintretende Kundin an: „Ja, wo bin ich denn hier? Und überhaupt: Was ist denn das für ein Laden?“

„Was ist denn das für ein Land?“, kam es prompt vom jüngsten der Männer in breitem Sächsisch zurück – einer, von dem ich spürte, dass ich ihn besser nicht aus den Augen ließ. Und so starrten wir uns ein, zwei gespannte Sekunden erst einmal nur an, bis ich einen Schritt auf ihn zu und meinem Herzen Luft machte: „Das Land funktioniert, aber nicht mit Leuten wie Ihnen!“ – Wortlos räumten die drei ihr Plundergebäck von den Tellern und verschwanden samt Kaffeebechern in der Gleisunterführung.

So hatte ich's Ena erzählt – durch die Maske hindurch und über den Abstand hinweg, glaubte auch, dass die Geschichte damit zu Ende wäre. Kurz vor dem Marienplatz aber machte eine Mitfahrerin neben mir halt. Offenbar hatte sie – durch den Gang getrennt – mitgehört: „Bleiben Sie so“, sagte sie, „und wissen Sie auch, dass Sie durchaus nicht alleine sind.“ Damit nickte sie uns kurz zu, und dann stieg sie aus.